

Zeitschrift: SuchtMagazin

Herausgeber: Infodrog

Band: 27 (2001)

Heft: 4

Artikel: "Nicht jedermann ist stark genug, um das Leben ohne Betäubung auszuhalten."

Autor: Vermot-Mangold, Ruth-Gaby

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-799990>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Nicht jedermann ist stark genug, um das Leben ohne Betäubung auszuhalten.»

Süchte sind kostspielig, gesellschaftsbehindernd und entwicklungshemmend. Trotz vielversprechenden Schritten in der schweizerischen Drogenpolitik, gelingt es noch immer nicht, Antworten auf die unterschiedlichen Ursachen und Ausdrucksformen der diversen Süchte zu geben und damit zu wirklichen Fortschritten in der Behandlung der Suchtproblematik zu gelangen.

RUTH-GABY VERMOT-MANGOLD *

Einen Artikel zum sehr allgemeinen Thema Sucht zu verfassen, ist zugleich eine unangenehme Sache und eine heilsame Angelegenheit, weil das Nachdenken über Sucht auch die eigenen Süchte zutage fördert. Um meine Eigenperspektive zu erweitern, wähle ich zwei Informationswege: Auf dem Weg

* Ruth-Gaby Vermot-Mangold, Dr. phil. Ethnologin, Nationalrätin und Mitglied des Europarates, Präsidentin des Contact Bern und des Contact Netz Berner Gruppe für Jugend-, Eltern- und Suchtarbeit, Bern

zurück von Venedig (ich bin süchtig nach dieser Stadt) rede ich mit meinen Begleiterinnen über Sucht und Sehnüchte. Und dann befrage ich zwecks Horzionterweiterung das Internet zum Thema Sucht. Ich bin verwirrt: Sucht und Suche sind nicht zu trennen. Ob dies Zufall ist oder ob Sucht nicht einfach nur das alte Wort «siech» – krank – beinhaltet, sondern auch etwas mit «Suche» zu tun hat? Suche nach Zuwendung, nach Erfolg, nach Befriedigung, nach Anerkennung und nach Erfüllung? Doch der Computer ist beschränkt. Neben einigen gängigen Suchtthemen spezialisiert er sich energisch auf die Suche nach neuen PartnerInnen, die die besten Qualitäten der Welt haben – was ja schliesslich auch eine leicht süchtige Vision des anderen Geschlechts ist.

Von Zank- und Kupsüchtigen

Ich bin dann doch noch fündig geworden – und zwar gleich doppelt. Der alte Jeremias Gotthelf hat mir mit seiner Frauen abwertenden Holzhammer-Geschichte von 1841 «Wie Joggeli eine Frau sucht» weitergeholfen. Sein Joggeli *«wusste nämlich wohl ... zu einer reichen und hübschen Frau zu kommen, aber er wolle auch eine feine, fromme, fleissige; denn was hülfen ihm Schönheit und Geld, wenn Zanksucht dabei sei und Kupsucht, und wie die Suchten alle heissen mögen? Ein zank-süchtiges Mädchen gebe eine alte Hexe ...»*. Die Süchte der Frauen früherer Jahrhunderte hatten sichtlich verheerende Auswirkungen auf Menschen, Haus und Hof – von den Süchten der Männer war in der Geschichte allerdings nicht die Rede.

Die Suchtdiskussion auf der Reise von Venedig nach Bern hat gezeigt, dass wir alle im näheren oder weiteren familiären oder Freundeskreis suchterkrankte Jugendliche, Frauen und Männer

kennen und die Auswirkungen auf das Umfeld mit erlebt oder mit erlitten haben. Zu schaffen machen die Hilflosigkeit, die verdrängte Wut und Verzweiflung, die Machtlosigkeit und die Erfahrung der eigenen Grenzen. Sucht wird intellektuell als Krankheit bezeichnet, emotional aber als Terror erlebt, als Entwertung und masslose Zerstörung, durch die das Umfeld immer in Mitleidenschaft gezogen wird. Sucht macht erpressbar, krank, elend, unfrei und gefangen.

«Sucht ist eine Freundschaft ohne Freundin»¹

Seltsam, denn eigentlich werden Menschen süchtig nicht um der Zerstörung willen, sondern weil sie auf der Suche nach Problemlösungen und nach dem besseren Leben sind. Die Auswirkungen sind allerdings ausschliesslich negativ. Sucht und das meist vergebliche Verstecken der Abhängigkeit verbraucht eine ungeahnte Fülle von Lebensenergie. Bei Coachings von Führungskräften stosse ich in meiner Praxis immer wieder auf Frauen und Männer, die selber suchtbetroffen sind oder die MitarbeiterInnen führen, die ein Suchtproblem haben. Beide – Chefln und Mitarbeitende – verschwenden oft verblüffend viel Kraft in die Verschleierungen, in die Verniedlichung und in

SÜCHTE HABEN NAMEN

Alkohol, Tabak, illegale, harte Drogen, Tabletensucht, Ess-/Brechsucht, Spielsucht, Internetsucht, Arbeitssucht, Fernsehsucht, Konsumsucht, Putzsucht, Verschwendungssucht, Sammelsucht, Joggingssucht, SMS-Sucht, Handysucht, Onlinesucht, Gewinnssucht, Ruhmsucht, Spottsucht, Rachsucht, Tobsucht, Eifersucht, Geschwindigkeits-sucht, Streitsucht, Imponiersucht, Macht-sucht...

das Vertauschen von Unregelmässigkeiten die aufgrund ihrer Sucht entstehen. Ebenfalls süchtig zu sein, scheint oft einfacher als zu handeln. Viel weniger Energie und innovatives Handeln werden denn auch in die Suchtarbeit geleitet – eine Suchtarbeit, die den betroffenen Personen wirkliche Ausstiegshilfen bieten könnten. Allerdings ist diese Verschleuderung von Energie nicht verwunderlich. Immer noch verurteilt die Gesellschaft das laute und sichtbare Suchtverhalten oder entschuldigt es, auch wenn längst klar ist, dass süchtige Menschen kranke Menschen sind, die Anteilnahme brauchen und die Unterstützung bei der Suche nach Auswegen.

«Nicht jedermann ist stark genug, um das Leben ohne Betäubung auszuhalten»

... sagt der Schriftsteller Bernard Shaw und trifft damit wohl den Kern der leisen und lauten, der unsichtbaren und öffentlichen Süchtigkeit vieler Menschen. Sucht ist mehr als der Versuch, das Unbehagen oder die oft harten Realitäten am Arbeitsplatz, in der Familie und im Freundeskreis zu entschärfen und – im wahrsten Sinne des Wortes – die Unbill zu vernebeln. Suchtmittel helfen dabei, einer unschönen, unstimmgigen und scheinbar unerblickbaren Wirklichkeit zu entfliehen und die schmerzlichen Konturen nicht mehr wahrnehmen zu müssen. Sucht ist allzu oft die Alternative zum Selbstmord, wenn die Bedrohlichkeit des eigenen Daseins zusehends unentwirrbar wird.

Der Griff zur Droge – wie immer sie heisst – verschiebt das Nachdenken und Sprechen über komplexe Lebensfragen und die Suche nach neuen Perspektiven auf später. Die Droge ersetzt die Wahrnehmung der eigenen Schwächen und Unsicherheiten und stellt eine

STATISTIK DER SUCHT

Alkohol: Die Schweiz gehört mit einem jährlichen Pro-Kopf-Konsum von 9,4 Litern reinen Alkohols zur Spitze der Konsumentenländer. In der Schweiz leben rund 300'000 alkoholabhängige Menschen. Einer von 20 Todesfällen ist auf den Alkoholkonsum zurückzuführen. Die Folgekosten (Gesundheitskosten, Unfälle, Beratung, Therapien etc.) des Alkoholkonsums betragen rund 3 Mia. Franken pro Jahr.

Illegale Drogen: Zwischen 300 und 400 Drogentoten sind in der Schweiz jährlich zu beklagen. Weitere Todesopfer fordern drogenbedingte Krankheiten wie Aids, Hepatitisviren und bakterielle Infektionen. Die Kosten für Repression, Überlebenshilfe, Schadensverminderung, Therapien, Prävention und Forschung belaufen sich auf rund 880 – 1000 Mio. Franken.

Medikamente: Mehr als 400'000 Erwachsene nehmen jeden Tag Schlaf-, Schmerz-, Beruhigungs- oder Anregungsmittel. Ca. 94 Prozent sind Frauen, ca. 6 Prozent Männer. Die Medikamente haben ein hohes Abhängigkeitspotential und haben meist eine psychoaktive Wirkung.

Tabak: In der Schweiz rauchten 1996 35% aller Personen zwischen 15 und 74 Jahren bei einem Durchschnittskonsum von täglich 20 Zigaretten. Rund 1 Mio. Personen sind nikotinabhängig, d.h. sie rauchen rund 10 und mehr Zigaretten pro Tag. Die Folgeschäden werden auf etwa 10 Mia. Franken geschätzt.

scheinbar erträglichere Parallele zur unerträglichen Wirklichkeit her. Sucht ist Leben aus zweiter Hand und führt zum Verlust von Verhältnismässigkeit. Wer wöchentlich 40 – 50'000 Franken verspielt und sich dann lauthals über den üblichen Preis eines bescheidenen Essens beklagt, lebt in einer verzerrten Wirklichkeit.

Um sich an die aktuellen Entwicklungen und die oft äusserst tempointensiven und für viele beängstigenden Veränderungen innerhalb der Gesellschaft anpassen zu können, greifen viele zu pseudo-erleichternden Substanzen, die süchtig machen: Alkohol, Tabletten, Drogen, Zigaretten oder zu pseudo-erleichterndem Verhaltensweisen wie Arbeits- oder Spielsucht, Konsum- oder Ess-Zwang. Selbst Gewalt gegen Frauen und Kinder hat eine Suchtdimension: Problemlösungen immer wieder mit den schlechtesten Mitteln anzugehen – und sie dabei zu verhindern.

Die Entsolidarisierung im Alltag, die Auflösung von gewachsenen Verbind-

lichkeiten in der Nachbarschaft, die Verschiebung der Verantwortung vom eigenen Umfeld an Institutionen (z.B. in der Pflege alter oder behinderter Menschen), Panikattacken und Lebensängste, die immer sichtbarere Individualisierung und unverankerte Selbstdefinition verhelfen längst nicht allen zu mehr Eigenständigkeit und Unabhängigkeit. Viele brauchen ein Suchtmittel, um sich in der neuen Situation zurechtzufinden.

Leistung, Druck und Stress – ohne Abgrenzung

Unerträglicher Arbeits- und Leistungsdruck im Beruf, durch Drogen gemildert und scheinbar menschlich gemacht: das widerspiegelt eine Entwicklung, die sich nicht an den Menschen und ihren Bedürfnissen – nach Verstanden-Werden, nach Verankerung und Anerkennung – orientiert, sondern ausschliesslich Gewinne fordert und Verluste mit Entlassungen, Ausgrenzung und Abwertung rächt.



In diesem Zusammenhang scheint mir auch der Leistungslohn diskutabel. Leistungslohn belohnt diejenigen, die beliebig bessere und höhere Leistungen von sich fordern können; diejenigen, der seine Familie (weil ihm die Partnerin leider noch immer «den Rücken frei hält») und seinen Freundeskreis vernachlässigt und der auf seine eigene Gesundheit auf Kosten der Gesellschaft keine Rücksicht nimmt. Leistungslohn könnte eine Form von Entsolidarisierungs- und Vereinsamungsprämie sein; er kann bei unbegrenzten, stress- und druckanfälligen Menschen ohne Schutzmechanismen suchtfördernd sein, weil ausschliesslich die Leistung honoriert, die gesellschaftliche Arbeit jedoch unerwähnt und unbelohnt bleibt.

Kinder und Jugendliche auf der Einbahnstrasse

Es stellt sich immer wieder die Frage, wie Schulen und Eltern die Kinder und Jugendlichen in das Erwachsenensein begleiten. Was zählt? Ist es die Leistungsstärke, die Bereitschaft alles zu

geben, die eigenen Bedürfnisse in den Hintergrund zu drängen oder ist es dieser attraktive Mix von Leistung zusammen mit der Kompetenz, auf Veränderungen phantasievoll zu reagieren, Menschen zu verstehen und mit unwirtlichen Situationen umgehen zu können, ohne daran zu zerbrechen? Ist es die Fähigkeit, gesellschaftliche Akzeptanz zu geniessen, aber auch Durststrecken zu durchlaufen – Zeiten, zu denen nichts gelingt und die Zuwendung aus dem Umfeld nicht in Strömen fliesst? Schule und Ausbildung sind in den letzten Jahrzehnten auf die Einbahnschiene abgerutscht, wo Leistung und gute Benotung vor sozialer Kompetenz und menschlicher Anteilnahme gefördert wurden.

Die Entwicklungen der letzten Jahren und eine präzisere Analyse der gesellschaftlichen Wirklichkeiten sollten den verantwortlichen Behörden zeigen, dass Benotbares zwar ein Aspekt der Schulbildung sein kann, dass aber bereits kleine Kinder und Jugendliche mit äusserst harten Lebenssituationen – Flucht, Ausgrenzung, Gewalt, Ausbeutung und Missbrauch – konfrontiert

werden, für die unterschiedliche Lernfelder und Diskussionsgefässe geschaffen werden müssten. Viele Lehrpersonen sehen diesen Zwiespalt und versuchen mit viel Engagement eine offene Atmosphäre zu schaffen und die Auseinandersetzung mit den Kindern, ihren Eltern und den Behörden zu führen.

Frauen – ihre Sucht ist oft eine Überlebensstrategie

Suchtverhalten wird durch verschiedene Faktoren ausgelöst. Es ist unbestritten, dass zwischen männlichem und weiblichem Suchtverhalten geschlechtsspezifische Unterschiede bestehen. Alkohol-, Spiel- und meist auch Arbeitssucht gehören zu den eher «männlichen» Süchten; Frauen neigen vermehrt zu Tabletten- und Ess-Brecht-Sucht. Das lässt sich auch aus den Zahlen lesen: Während 75 Prozent der Alkoholkranken in Therapieeinrichtungen Männer sind, handelt es sich bei 90 bis 95 Prozent der Medikamentensüchtigen und Essgestörten um Frauen.

Dabei ist die Symbolik der Droge nicht zu übersehen. Alkoholabhängigkeit, Arbeitssucht und auch Spielsucht behandelt die Gesellschaft noch immer mit einer gewissen Nachsicht. Sie gelten oft als Entgleisung der Gentlemen, die «über die Schnur hauen», auch wenn in den letzten Jahren diese Nachsicht etwas verschwunden ist. Frauen wanken seltener durch die Strassen oder lärmen in den Beizen. Sind jedoch Alkoholikerinnen laut und ausfällig, werden sie verurteilt und ausgegrenzt.. Die Gesellschaft hat für alkoholabhängige Frauen null Toleranz. Frauensüchte sind meist leise Süchte, denn Frauen verbergen und privatisieren ihre Sucht in vielen Fällen. Ihre Partner nehmen die Dramatik häufig erst wahr, wenn es zu spät ist. Viele schauen weg, verdrängen die Tatsachen – die Zerstörung wird langsam offensichtlich. Bis jemand reagiert, sind Frauen meist tief in der Abhängigkeit verstrickt.

Die Ursachen der Flucht in die Sucht

Bei der Flucht der Frauen in die Sucht spielt die immer noch mangelnde gesellschaftliche Anerkennung eine wesentliche Rolle. Die Sucht der Frauen hat viel zu tun mit der geschlechter-spezifischen Sozialisierung der Frauen und ihrer Verwurzelung in den traditionellen gesellschaftlichen Rollen. Frauen müssen gefallen und ihre eigenen Bedürfnisse allzu oft zurückstellen. Diese erzwungene und künstliche Genügsamkeit führt denn auch bei vielen Frauen unweigerlich zu einem zerstörerischen Verhalten, das sie gegen sich selber richten.

Einiges hat sich in der Rollenwelt der Frauen verändert. Frauen stehen heute sehr viel eigenständiger in Gesellschaft, Wirtschaft und Partnerschaft. Und trotzdem müssen wir zur Kennt-

nis nehmen, dass gerade die Suchtsituation von Frauen jeden Alters wiederum durch eben diese traditionellen Rollen geprägt sind. Frauen orientieren sich in Krisensituationen unbeirrt an ihren eingeübten sozialen Handlungsrollen, die eine Art Korsett ergeben, welches einen Halt verspricht, auch wenn man darin zu ersticken droht. Lange, viel zu lange versuchen Frauen – meist der Familie zuliebe (die sie längst im Stich gelassen hat) – den Schein aufrecht zu erhalten und sich in ihren traditionellen Sicherheitssystemen zu bewegen. Sie sind die Umsorgenden, die Belastbaren, die Erziehenden, die Geliebten, die Verständnissvollen, die Helfenden, die Brückenbauerinnen – was auch immer diese Rollen sind!

Selbst wenn die Kräfte erschöpft sind und das Gift fortgesetzt und heimlich den Körper zerstört, leisten sie in ihrem unsinnigen Pflichtgefühl Übermenschliches. Oft erhalten sie auf der Suche nach Hilfe beruhigende Medikamente gegen ihre diffusen Beschwerden, die meist als «psychosomatisch» abgetan werden. Die Tatsache, dass Frauen als das «kranke Geschlecht» gelten, gehört eben noch lange nicht der Vergangenheit an. Im Gegenteil, die männergeprägte und an Männerbedürfnissen orientierte Gesellschaft ist weiterhin bereit, Tausende von Frauen in der Sucht zu belassen, denn nur so kann das Phantombild der «guten» Gesellschaft aufrecht erhalten werden.

Frauen als Opfer von männlicher Gewalt

Frauen sind auch immer wieder Opfer von Männergewalt und sexuellen Übergriffen, die dazu dienen, in den Familien die herkömmlichen Machtstrukturen zu festigen und Veränderungen zu verhindern. Der Schriftsteller

Jürgmeier schreibt in seinem Essay «Gewalt ist überall, aber Gewalt ist männlich»:

«Das Konzept Mann heisst, nie hilflos zu sein, jederzeit seinen Mann zu stehen, im Bett, am Schreibtisch und auf dem Schlachtfeld, nie passiv, nie hinnehmend zu sein; der Zwang, immer handeln zu können, enthält auch den Zwang zur Gewalt.»

Jürgmeier beschreibt hier auch eine Form von Sucht, die Überlegenheits-sucht vielleicht oder die Machtsucht. Frauen übernehmen – junge Frauen sind davon nicht ausgeschlossen – oft die gesamte Verantwortung für Ereignisse wie Gewalterfahrungen und sexuelle Übergriffe im familiären Umfeld und richten ihre Aggressionen mittels Essverweigerung und Magersucht gegen sich und gegen ihren missbrauchten Körper. Sie verstecken ihre Not hinter fürchterlichen privaten Qualen, bis sie ihr Leiden nicht mehr verstecken können, weil der Körper nicht mehr mitmachen mag.

Zum Beispiel – eine fortschrittliche Drogenpolitik...

Die offizielle schweizerische Politik hat sich in den letzten Jahren sehr intensiv mit dem Suchtverhalten seiner BürgerInnen auseinandergesetzt und innovative Massnahmen entwickelt, um auch Kinder und Jugendliche vor Sucht und Abhängigkeit zu schützen. Die offenen Szenen mit ihren Hunderten von Verelendeten gehören der Vergangenheit an. Die neue Drogenpolitik, die sich nicht auf Verbot und Repression kapriziert, sondern sich mit den Ursachen und Auswirkungen der Sucht intensiv auseinandersetzt hat, hat ihre Wirkung gezeigt. Und mit unbestrittener Fachkompetenz, politischer Sorgfalt und Umsicht haben PolitikerInnen und Fachleute im Bereich der illegalen Drogen sehr grosse Fort-



schritte erzielt. Die 4-Säulen-Politik des Bundes – Prävention, Überlebenshilfe, Therapie und Repression – ist Programm und hat auch international Aufsehen erregt. Bemerkenswert ist, dass diese Politik der 4 Säulen von der Bevölkerung getragen wird. Sie hat mit ihrem Nein zur Volksinitiative «Jugend ohne Drogen» bekräftigt, dass Repression, Verurteilung und Gewalt gegen Drogenabhängige keine Verän-

derung und keine Abkehr vom Drogenkonsum bewirken. Eine Mehrheit der Bevölkerung ist vielmehr überzeugt, dass DrogenkonsumentInnen viel mehr unterschiedlichste Angebote benötigen, die ihrer Lebenssituation entsprechen: Beratung, Arbeit, niederschwellige Angebote, Überlebenshilfe oder Therapiemöglichkeiten wie etwa die medizinische Verschreibung von Heroin.

Die schweizerische Drogenpolitik ist fortschrittlich und innovativ – aber auch, je nach Sichtweise, umstritten. Sicher ist, dass jede Regierung, die ernsthaft mit dem Drogenkonsum und -handel in ihrem Land befasst ist, sich zwingend mit dem drogenpolitischen Modell der Schweiz befassen muss. Auch der Europarat hat im Juni 2001 einen Drogenbericht verabschiedet, der sich vor allem mit dem dro-

Korrigendum Suchtmagazin Nr. 03/2001

Beim Artikel «SAKRAM – Schweizerische Arbeitsgemeinschaft der Kliniken und Rehabilitationszentren für Alkohol- und Medikamentenabhängige» von Thomas Meyer und Freddie Ziegler (S. 52/53) haben sich bedauerlicherweise einige Jahreszahlen verschoben. Die richtigen Zahlen lauten:

- 1888 Gründung der Forel Klinik
- 1891 (statt 1889) Gründung Kirchlindach, heute Südhang Klinik
- 1892 (statt 1890) Gründung Wysshölzli
- 1914 (statt 1891) Gründung Effingerhort
- 1930 (statt 1892) Gründung Müllhof in Tübach
- 1960 Gründung Meggen
- 1973 (statt 1961) Gründung Hasel
- 1976 (statt 1962) Gründung Hirschen
- 1994 Aufnahme Gampel in SAKRAM

genpolitischen Modell der 4-Säulen befasst und seinen Mitgliedern empfiehlt, die Erfahrungen der Schweiz zu nutzen.

... die auch gesetzlich verankert werden soll

Der Bundesrat hat nun vor einigen Wochen ein revidiertes Betäubungsmittelgesetz zuhanden der Räte verabschiedet. Erneut sollen heikle aber unabdingbar Punkte angepackt werden wie die Entkriminalisierung des Konsums und die Regelung der Produktion und des Handel von Cannabis, der Frage der Entkriminalisierung des Konsums von harten Drogen, die gesetzliche Verankerung der medizinischen Verschreibung von Heroin, der Jugendschutz und die Prävention. Der Gesetzesvorschlag des Bundesrat soll noch dieses Jahr im Ständerat behandelt werden. Die Resultate werden mit Spannung erwartet und nicht nur die Drogenfachleute und –politikerInnen in der Schweiz, sondern auch jene im Ausland werden aufmerksam hinschauen.

Die 4-Säulen-Politik ist ein wichtiger Meilenstein, hinter den wir nicht mehr zurückgehen. Es bleibt jedoch noch sehr viel zu tun, wenn wir die Drogenpolitik wirklich umsetzen wollen. Wir müssen uns nicht nur mit den KonsumentInnen der neuen Designerdrogen, sondern neu auch intensiver mit der oft verdrängten Spielsucht oder mit der Internetsucht befassen. Neue Projekte und innovative Gegenmassnahmen erfordern neben der politischen Einsicht auch mehr Finanzen.

Im neuen Betäubungsmittelgesetz werden Fragen der illegalen Drogen geregelt. Aber nicht nur Cannabis und Heroin, sondern auch den «alten Süchten» muss mehr Beachtung geschenkt werden, vor allem wenn wir heute wissen, dass trotz Fortschritten in Thera-

pie und Beratung bei Jugendlichen eine zunehmende Tendenz zu übermässigem Alkoholkonsum – oft vermischt mit Medikamenten und Designerdrogen – zu beobachten ist. Zudem findet auch der Tabakkonsum bei den jungen Leuten und vor allem bei den jungen Frauen wieder mehr Anklang. Rauchen gehört wieder zum guten Ton. Es gibt zwei Verhaltensmuster bei diesen Problemen: Ausgrenzen, kriminalisieren, moralisieren oder eben gute, griffige, innovative und niederschwellige Projekte schaffen, mit denen man auf die veränderten Gewohnheiten und die neuen Bedrohungen reagieren kann. Das erstere ist einfacher und gewalttätiger, das zweite anstrengender und verantwortungsvoll.

Verantwortung kostet Geld

Geld für neue Projekte wäre eigentlich vorhanden. Das Geschäft mit der Sucht ist nämlich ein lukratives Milliardengeschäft. Um die Drogengelder jedoch wird zwischen dem Parlament und dem Justiz- und Polizeidepartement gestritten. Mit der Überweisung einer parlamentarischen Initiative beschloss der Nationalrat kürzlich, die Drogengelder für die Säulen Prävention, Überlebenshilfe und Therapie auszugeben. Der Bundesrat jedoch will die Gelder in die Staats- und Kantonskassen leiten – was eine äusserst kurzsichtige Handlungsweise ist! Drogengelder müssten ähnlich wie die Alkohol- und Tabakgelder für bestimmte Zwecke eingesetzt werden – im Falle der Drogenarbeit zum Beispiel für die Prävention, die Beratung und die Therapie. Es braucht jedoch ein politisches Umdenken, denn gerade Präventionsgelder gelten in vielen Kreisen noch im-

mer als nutzlos vertane Gelder, weil Prävention keine unmittelbaren Ergebnisse zeigt, sondern wie alle Prozesse einen eher langfristigen Nutzen bringt. Dahinter steckt auch oft die unerklärliche Sichtweise, dass Sucht eine rein private und persönliche Angelegenheit sei, die auch privat zu regeln ist. Dabei hat gerade die sehr gute Anti-Aids-Kampagne gezeigt, dass gute Präventionsmassnahmen die Volksgesundheit erfolgreich stützen können.

Kohärenz muss die Suchtarbeit prägen

Es gibt grundsätzlich keine suchtfreie Gesellschaft und sie ist auch nicht anzustreben. Aber es gibt Formen der Sucht, die den Menschen die Würde rauben und das Umfeld krank und verzweifelt machen. Wenn auch in den letzten Jahren viele Projekte realisiert wurden, so besteht noch immer grosser Handlungsbedarf, der von der Politik und von den Fachleuten geleistet werden muss. Gefragt sind alle AkteurInnen gemeinsam, denn die bisherige Drogenpolitik hat uns gelehrt, dass kohärentes Handeln notwendig ist. Sie hat uns gezeigt, dass es wichtig ist, genau hinzuschauen, spezifische Situationen wahrzunehmen und darauf zu reagieren. Dabei müssen sowohl die suchtfördernden Elemente als auch die Formen der Sucht gemeinsam betrachtet werden. Die Suchthilfe ist aufgefordert, die Rahmenbedingungen der Gesellschaft mit ihren krank machenden oder stützenden Strukturen zu beachten und sie zu nutzen oder zu verändern. ■

1 Connie Palmen in «Die Freundschaft»